

# Die dreifach weisen Menschen der Steinzeit

Ein Gastbeitrag von Dr. Reinhard Schmoeckel

Nach einem Vortrag in Lüdenscheid, Oktober 2008

Mit dem heutigen Beitrag möchte ich Ihnen einige Forschungen präsentieren, die vielleicht für Sie und die weite Öffentlichkeit am erstaunlichsten sind: Ist es denkbar, dass Menschen schon vor etlichen tausend Jahren in der Lage waren, Orte in der Landschaft exakt zu vermessen?

Gewissermaßen zur Einführung in das Verständnis der folgenden Erläuterung möchte ich versuchen, ein wenig zu erklären, was nach jetzigem Wissensstand Menschen schon vor vielen tausend Jahren von der Erde und ihrer Größe und von den Sternen wussten und warum sie sich so viel Mühe darum gaben. Ich bin selbst kein Forscher auf diesem Gebiet, aber ich möchte Sie auf die Forschungen anderer aufmerksam machen. Denn hier packen wir nach meiner Überzeugung den Anfang eines Leitfadens zum Verständnis der Menschen in der Steinzeit.

Dieses Verständnis sollte uns von dem Vorurteil befreien, erst wir, die Menschen des 21. Jahrhunderts nach Christus, hätten „die Weisheit mit Löffeln gefressen“. Wir sollten mit Staunen und Ehrfurcht bereit sein zuzugeben, dass Menschen schon vor mehreren, ja vielen tausend Jahren in der Lage waren, abstrakte mathematische Rechnungen, Vermessungen in der Natur und großräumige Bauten auf der Erde vorzunehmen. Das sind geistige und praktische Leistungen, die man noch vor kurzem nie und nimmer den sogenannten „Steinzeitmenschen“ zugetraut hätte.

Ich bin kein Astronom und kann außer dem Großen Bären und dem Orion kein Sternbild unterscheiden. Mathematik und Geometrie ist auch nicht gerade meine Stärke, und wenn Sie mit sich ehrlich sind, müssten wohl viele unter Ihnen zugeben, dass es ihnen genauso geht. Sie werden gleich sehen, worauf ich mit dieser Bemerkung hinaus will.

Zunächst ein ganz kurzer Blick auf die Landschaft, wie sie vor zehn- oder zwölftausend Jahren hier in Mitteleuropa aussah. Sie müssen sich vorstellen, damals war gerade erst der riesige Eispanzer verschwunden, der bis dahin Skandinavien, die Nord- und Ostsee und die Nordhälfte Deutschlands überzogen hatte. Die großen Herden von Mammuts, Wildpferden, Rentieren und anderen polaren Weidetieren zogen dem schwindenden Eis nach in Richtung Norden. Bisher hatten die Gräser, die die Tundra im Sommer hervorbrachte, diesen Tieren ausreichende Nahrung verschafft. Mitteleuropa zwischen dem Eispanzer im Norden und den Gletschern der Alpen – auch diese waren damals weitläufig von Eis überzogen – hatte während der Eiszeit so ausgesehen wie die Tundra in Nordsibirien oder Kanada heute.

Auch die Menschen hatten in dieser Landschaft genug zu essen gehabt. Eine kleine Horde eiszeitlicher Jäger und Sammler, die den Mammutherden folgte und der es gelang, eine Mammutkuh zu erlegen, hatte für Wochen, wenn nicht Monate genug Fleisch, ganz zu schweigen von dem Fell, den Knochen, den Sehnen und anderen Teilen des Tieres, die die Menschen dringend für ihre Bedürfnisse verwerteten. Jetzt, nach dem Abschmelzen des Eises, wanderten diese Herden immer weiter nach Norden. Nicht alle Menschen wollten oder konnten ihnen dorthin folgen. Zugleich veränderte sich ihre Landschaft hier in Mitteleuropa. Die einst kahle Tundra begann sich zu bewalden, erst mit lockeren Birken und Kiefern, später auch mit Laubbäumen.

Was waren das für Menschen hier in Europa vor zehn- oder zwölftausend Jahren? Bitte machen Sie sich klar: sie sahen genauso aus wie wir heute! In moderne Kleidung gesteckt, rasiert und von einem Friseur bearbeitet, wäre keiner der damaligen Menschen heute in einer Großstadt aufgefallen. Es waren Menschen des weißen, des sogenannten europiden Rassenkreises wie wir heute, keine primitiven Neandertaler, wie man sich „Steinzeitmenschen“ heute immer noch gerne vorstellt. Die

Menschen in Europa kurz nach der Eiszeit lebten zwar, wie die Archäologen erklären, noch am Ende der sogenannten „Altsteinzeit“ oder „Paläolithikum“, aber sie sind zu einem ganz hohen Anteil unsere genetischen und unsere kulturellen Vorfahren. Das werden Sie gleich noch deutlicher erklärt bekommen.

Diese Menschen hatten dieselbe Art von Gehirn wie wir, mit der gleichen Denkfähigkeit, allerdings mit einem anderen Wissen. Sie wussten alles über ihre Umwelt, über die Landschaft, die Tiere, den Lauf der Gestirne, eben das, was für sie wichtig war. Wir heute kennen davon nur winzige Bruchstücke. Eingebläutes nutzloses Buchwissen kannten sie allerdings nicht.

Und es gab unter diesen Menschen, wie bei uns, Fleißige und Faule, als Jäger oder als Näherinnen von Lederkleidung Geeignete und weniger Geeignete, Kluge und weniger Kluge. Und einige wenige unter ihnen werden auch, wie wir heute sagen würden, „mathematische Genies“ gewesen sein. Ich glaube nicht, dass die Mehrzahl von Ihnen, die Sie hier sitzen, sich als solche bezeichnen möchten, selbst wenn Sie einmal einen „Mathe-Leistungskurs“ in der Schule besucht haben.

Die Wissenschaft der Anthropologie nennt die Species der Menschen, die seit mindestens 60 000 Jahren in Europa ansässig sind, „homo sapiens sapiens“, wenn man es wörtlich übersetzt, den „doppelt klugen Menschen“, im Unterschied zum „homo sapiens neandertalensis“, der ausgestorbenen, aber auch schon recht modernen Spezies der Neandertaler. Unsere Species des „doppelt klugen Menschen“ ist die einzige Menschenart, die die „Zeit der Menschwerdung“ seit etwa 4 Millionen Jahren überlebt hat; sie beherrscht heute die Welt.

Aber ist es nicht denkbar, dass es unter diesen Menschen bereits vor 10 000 oder 20 000 Jahren gewissermaßen mathematische oder astronomische „Genies“ gab? Es gibt auch heute welche, aber es sind wenige unter Millionen Menschen. Sollten wir nicht diese winzige Minderheit die „dreifach weisen Menschen“ nennen dürfen? Tun wir es einmal, wenigstens solange, bis uns klar geworden ist, was diese kleine Minderheit bereits vor so langer Zeit intellektuell leisten und organisatorisch umsetzen konnte. Diese Einleitung sollten Sie für meine weiteren Ausführungen im Kopf behalten.

Jeder moderne Mensch braucht direkt oder indirekt eine Landkarte, wenn er sich aus seiner unmittelbaren vertrauten Umgebung fortbewegt. Eine Landkarte bezeichnet Orte und nennt ihre Namen und verzeichnet die Verbindungen zwischen ihnen (Straßen, eventuell Flüsse usw.). Die Wegweiser an Straßen zum nächsten Ort sind auch nur indirekte Auszüge aus Landkarten.

Was taten die sogenannten Entdecker, die seit Kolumbus Amerika, Asien, Afrika und die Ozeane erkundeten? Sie zeichneten von den Gegenden, die sie noch nicht kannten, Landkarten mit Strömen, Bergen, Inseln und anderen Naturmerkmalen und gaben ihnen Namen, nach Heiligen, nach Königen oder anderen Begriffen. Danach konnten sich dann auch andere Reisende orientieren, die nach ihnen kamen.

Das alles konnten unsere „Steinzeitleute“ in Europa nicht, denn sie konnten ja noch nicht schreiben, und sie hatten auch keine Vorstellung, dass es so etwas je geben könnte. Doch das Bedürfnis, sich zu orientieren, hatten sie auch. Und sie wollten auch, dass Generationen nach ihnen sich ebenfalls orientieren konnten.

Solange die Menschen während der Eiszeit den Großtierherden folgten, die im Frühjahr den in der Tundra sprossenden Gräsern nach Norden folgten und im Herbst wieder langsam nach Süden wanderten, so lange war das Interesse der Menschen an einer überörtlichen Orientierung begrenzt. Aber nun, als das Eis verschwunden war, ebenfalls die großen Herden, als lockerer Wald die einst kahle, übersichtliche Fläche bedeckte, als neue Jagdtiere in diesen Wäldern auftauchten – z. B. Hirsche und Wildschweine –, da brauchten die Menschen in ihrer neuen naturräumlichen Umgebung dringend Anhaltspunkte für die Orientierung. So gibt es Hinweise, dass schon vor etwa zehntausend Jahren – wenn nicht vor noch längerer Zeit – Menschen in Europa damit begannen, sich selbst sichtbare „Male“ zu schaffen und in der Landschaft zu verankern, Male, denen sie Namen geben konnten und die auch für kommende Generationen Orientierungspunkte bilden konnten.

Inzwischen sind von zahlreichen Privatforschern in verschiedenen Erdteilen Anzeichen dafür ge-

funden worden, oft wahrscheinlich ohne Kenntnis der gleichgerichteten Forschungen anderer Kollegen. Es ist die Tragik dieser Art Forschungen, dass sie nicht spektakuläre archäologische Funde vorweisen kann, wie etwa die berühmte „Himmelscheibe von Nebra“ oder das „Sonnenobservatorium von Goseck“ oder das berühmte „Stonehenge“ in England. Infolgedessen sind diese speziellen Forschungen bisher nie ins Bewusstsein der Öffentlichkeit geraten. Doch sie sind in meinen Augen die eigentliche Sensation, die einen völligen Wandel in der Beurteilung unserer steinzeitlichen Vorfahren zur Folge haben müssten. Denn alle diese Erscheinungen sind Teile des Bestrebens unserer Vorfahren, sich in dieser Welt zurechtzufinden.

Die erste, einfachste Methode war, in der Natur eine Linie von Malen anzulegen, die genau von Norden nach Süden zeigte. Unter dem Begriff „Mal“ sind hier große auffallende Felsen oder Baumstämme zu verstehen, die die Menschen auf Berghügeln oder anderen geeigneten Orten einsetzten. Zusammengenommen bildeten sie eine „Sichtlinie“, die jedes Jahr erweitert werden konnte. Man musste nur am Tag der Sommersonnenwende, wenn die Sonne mittags ihren höchsten Stand hatte, genau in der Linie des Schattens eines dieser Male – er wies dann exakt nach Süden – an einem mehrere Kilometer entfernten Punkt ein weiteres „Mal“ einsetzen. So wurden im Laufe der Zeit solche Sichtlinien erbaut, die sich über mehrere hundert Kilometer schnurgerade durch die Landschaft fortpflanzten.

Bald kamen als Ergänzung Linien durch die Landschaft hinzu, die quer zu diesen Längengraden liefen, wie wir sie heute nennen, die Breitengrade, Linien von Westen nach Osten oder Osten nach Westen. Und eine weitere Unterteilung dieser rechten Winkel war dann eine natürliche Fortsetzung dieser Errichtung von „Malen“ in der Natur, sie gaben dann die Richtungen nach Nordosten, Südosten, Südwesten und Nordwesten an. An zahlreichen Orts- und Bergnamen oder anderen Landschaftsbezeichnungen kann man die urzeitlichen Male heute durchaus noch erkennen, wenn man einmal begriffen hat, dass es sie einst gab, und dass die Namen, die unsere Vorfahren ihnen einst gaben, sich über die verschiedenen Sprachen bis heute fortgeerbt haben.

Ähnliche Erkenntnisse werden von Forschern etwa im Gebiet um Echternach (heute Luxemburg), in Schleswig und anderen Stellen Deutschlands erwähnt. Aber auch in England, Frankreich, Griechenland, dem Balkan haben weitere Forscher ganz entsprechende Funde gemacht. Es muss ein ganz Europa – und wahrscheinlich auch den Vorderen Orient – abdeckendes Netz von Gitterlinien gegeben haben, die einst die Landschaft sichtbar durchzogen – nicht auf papierenen Karten, sondern in der Natur.

Vielleicht werden Sie es nicht glauben, aber es muss so gewesen sein. Bereits am Ende der Altsteinzeit, vor mindestens 10 000 Jahren, müssen einige „mathematische Genies“, einige dieser „dreimal klugen Menschen“, herausgefunden haben, dass die Erde eine Kugel war, und dass man ihren Umfang berechnen konnte! Sie wussten auch, wie das Verhältnis des Durchmessers eines Kreises zu seinem Umfang war: 7 Teile zu 22 Teilen (modern ausgedrückt die Zahl  $\pi$ ). Und sie konnten Dreiecke und ihre Seitenlängen berechnen.

Man hat behauptet, erst die Sumerer oder die Babylonier hätten die Einteilung des Tages in 24 Stunden, der Stunde in 60 Minuten und der Minute in 60 Sekunden „erfunden“: Doch viel wahrscheinlicher ist, dass bereits steinzeitliche Astronomen und Geometer ein paar tausend Jahre vor diesen angeblich ersten Kulturvölkern diese Erfindung machten, und zwar, um den Umfang der Erde und einzelne Entfernungen auf ihr zu berechnen. Die Einteilung des Gradnetzes um die Erde – 360 Längengrade in Nord-Süd-Richtung um dem Globus, und je 90 Breitengrade von Äquator aus nach Norden und Süden, so wie alle unsere heutigen Landkarten und Globen markiert sind –, das scheint schon seit zehntausend Jahren im Wissen der wenigen „dreimal weisen Menschen“ von Generation zu Generation vererbt worden zu sein. Die Vorstellung eines „geodätischen Gitternetzes“ rund um die Erde muss also schon uralt sein. Selbst die Lage der einzelnen Längengrade hat sich seit damals nicht verändert, nur der „Nullpunkt“ hat gewechselt, von dem aus die Zählung von 0 bis 360 begann. Es nicht noch nicht lange her, seit sich die Wissenschaft darauf geeinigt hat, vom „Null-Meridian“ der Sternwarte Greenwich bei London aus zu zählen.

Bald wurden nicht mehr nur „Sichtlinien“ in der Landschaft markiert, sondern gezielt bestimmte Bauten danach geplant und errichtet. Wir wissen heute nicht, welche Orte oder welche Richtungen für die damaligen Menschen von besonderer Heiligkeit waren. Aber es ist klar, dass alle „Male“, die einst mit viel Mühe errichtet worden waren, als „heilige“ Stellen galten. Sie durften nie verletzt oder verändert werden, selbst wenn die herrschende Religion der Menschen inzwischen gewechselt haben sollte.

Man kennt inzwischen Hunderte von Stellen sogenannter Sonnenobservatorien, vor allem in der Mitte und im Südosten Europas, wie es vor einigen Jahren bei Goseck (Sachsen-Anhalt) ausgegraben wurde. Es soll aus der Zeit um 4900 v. Chr. stammen. Sie waren offenbar Stellen zur Abhaltung von Jahresfeiern eines Stammes oder mehrerer benachbarter Dörfer, doch zugleich auch „Kalender-Orte“. Mit ihrer Hilfe konnte man genau die wichtigsten Tage im Jahr feststellen, den der Sommer-sonnenwende und der Wintersonnenwende. Dann schien nämlich bei Aufgang der Sonne diese genau in den Mittelpunkt des hölzernen Rundes durch genau berechnete Lücken in den hölzernen Palisaden. Der berühmte Steinkreis von Stonehenge in England wirkt wie eine verfeinerte Ausführung in Stein, aber er ist etwa 2500 Jahre jünger!

Dieses Stonehenge hat im Übrigen viel mehr mit der hiesigen Gegend zu tun als Sie zunächst denken werden. Es liegt nämlich genau wie die berühmte Kirche von Wormbach, der Hohe Meißner und Görlitz auf 51 Grad und 18 Minuten nördlicher Breite und damit auf einer sogenannten „Sternstraße“ der Vorzeit, die der bekannte Astronom Prof. Kaminski in Bochum gefunden hat. Nur auf dieser geographischen Breite kann man in genau der gleichen Richtung den Sonnenaufgang sowohl am Tag der Frühjahrs- wie der Herbst-Tag-und-Nacht-Gleiche beobachten. Und die Anlage in Wormbach hatte wohl einst die gleiche Größe und Anordnung wie Stonehenge, nur bestand sie nicht aus Stein, sondern aus Holzpfosten.

Die Menschen im oralen, im „vorliterarischen“, mündlichen Zeitalter konnten sich nicht vorstellen, dass es möglich sei, einen Gedanken festzuhalten, indem man ihn aufschrieb. Aber sie fanden einen anderen Ausweg. Das dauerte auch einige Jahrtausende, nachdem sie die ersten „Sichtlinien“ in die Landschaft gebaut hatten. Am Himmel sahen sie Nacht für Nacht die Sterne, und die Sternbilder, die man bei etwas Phantasie darin erkennen kann, hatten gewiss schon in der Jungsteinzeit oder davor Namen. (Wir kennen sie heute nur nach den Namen bei den alten Griechen und Babyloniern). Ihre Abstände von einander und ihre Lage zueinander kannten die meisten Menschen damals genau – wenigstens die, die sich dafür interessierten (das waren sicher mehr als heutzutage!).

Vor einigen Jahren habe ich in unserem Kreis des Thidrekssaga-Forums einen Vortrag der Herren Thiele und Knorr gehört über ihr sensationelles Buch „Der Himmel ist unter uns“. Sie wiesen darin nach, dass quer durch das südliche Westfalen Menschen etwa im Jahr 2800 vor Christus gewissermaßen eine Karte der Sternbilder der nördlichen Himmelskugel auf die Erde projiziert und mit „heiligen Malen“ gekennzeichnet haben. Diese „heiligen Male“ waren dann drei Jahrtausende später genau die Orte, wo in unserer Heimat frühestens ab 800 n. Chr. die ersten christlichen Kirchen gebaut wurden – danach konnte man sie wieder auffinden und auf der Landkarte verblüfft feststellen, dass sie zusammengenommen eine Sternkarte darstellten, eine Karte in der Landschaft, die sich über mehrere hundert Kilometer erstreckte. Denn wenn auch vielleicht die alten Felsen oder Bäume, die sie markiert hatten, zerfallen waren – aber den Ort wussten die Menschen der Umgebung immer noch ganz genau.

Irgendein mathematisches und astronomisches Genie der Steinzeit muss auf die Idee gekommen sein, die stets verfügbare Sternkarte des Himmels in der Landschaft seines Wohngebietes „nachzubauen“. Mit besonderen „Malen“ wurden dann vielleicht zuerst die Sterne eines besonders eindrucksvollen Sternbildes in der Landschaft fixiert, im exakten Abstands- und Winkelverhältnis der Sterne untereinander, aber jeder „Stern“ im Abstand von einigen Kilometern zum nächsten. Diese „Male“ auf der Erde erhielten dann wohl die Namen der einzelnen Sterne der Sternbilder (die wir

heute nicht mehr kennen, die Astronomen benennen sie mit griechischen Buchstaben). So war es danach möglich, dass sich zwei Menschen oder Gruppen verabredeten, sich „am Stern 1 des Großen Bären“ zu treffen, wenn der Vollmond zum nächsten Mal schien.

Im Laufe der nächsten Jahrzehnte – so stelle ich es mir wenigstens vor – wurden dann weitere Sternbilder an die vorhandenen Male angefügt, bis eines Tages der gesamte Nordhimmel in den Wäldern Südwestfalens „nachgebaut“ war. Jetzt brauchte man nur noch in den Sternenhimmel zu schauen, um eine bestimmte Ecke zwischen Ruhr und Sieg genau zu beschreiben. Auf Grund der feststehenden, jeweils proportionalen Entfernungen am Himmel konnte man sogar ungefähr wissen, wie lange man auf der Erde brauchte, um dorthin zu kommen, und man hatte Namen für die Stellen in der Landschaft: die Namen von Sternen bzw. Sternbildern.

Ich bin überzeugt, dass ein solcher sehr rationaler Zweck hinter den großen Mühen steckte, die zahlreichen Male in einem Gebiet zu errichten, das zwar keineswegs so dicht bevölkert war wie heutzutage, aber eben auch nicht menschenleer war. Aber natürlich musste ein solches Vorhaben auch zugleich einen überirdischen, transzendenten Sinn haben in einer Zeit, da der Glaube an das Übersinnliche untrennbar zum Leben der Menschen gehörte.

Heute stellen Mathematiker mit Erstaunen fest, dass sogenannte „Wallburgen“ in einem gleichmäßigen System von Fünfecken – Pentagonen – über das Land gebaut wurden. Nach dem, was ich bisher versucht habe zu erklären, können wir zwar noch lange nicht den transzendentalen Sinn dieser Anordnung verstehen, den die Menschen – vermutlich in der Bronzezeit – darin gesehen haben. Aber wir können die Bauten wenigstens grob in die schon uralten Bemühungen einordnen, sich auf dieser Erde zurechtzufinden.

Worum ich mich heute bemüht habe, war, Ihnen klarzumachen, dass wir in unserer Landschaft viel mehr Hinweise auf die schriftlose und daher angeblich unerforschbare „Vorgeschichte“ finden, als man noch bis vor wenigen Jahrzehnten gedacht hat. Die Landschaft des Sauerlandes ist, wie wir sahen, schon seit vielen tausend Jahren ständig bewohnt gewesen. Und die Menschen vor so langer Zeit haben Zeichen darin hinterlassen, die man durchaus erkennen kann, wenn man einmal begriffen hat, dass es sie gibt.

Eine Schlussfolgerung können wir aus dem Gesagten ziehen: Die Menschen, die bereits am Ende der Eiszeit hier lebten, sind nie völlig weggezogen. Sie haben an Ort und Stelle Nachkommen hinterlassen, die ihr Wissen um die Landschaft und die heiligen Orte und wenigstens die Namen davon an ihre Nachkommen weitergeben konnten. Immer wieder sind diese „Ureinwohner“ von Gruppen neuer Herren überlagert worden, haben deren Sprache und Religion übernommen und sich an die Fortschritte in Technik und Kultur angepasst. Erst die Mobilität seit dem 19. Jahrhundert hat die alte Grundbevölkerung des Sauerlandes mehr durcheinander gemischt. Einer, der aber samt seiner Ahnen aus dem Sauerland stammt, kann sicher sein, dass er Gene der Menschen in sich hat, die schon vor 10 000 Jahren hier lebten.

Bei manchen Menschen sind es wohl mehr als die Gene, die sie noch in sich tragen. Die Herren Thiele/Knorr bringen in ihrem Buch so ganz nebenbei einen geradezu verblüffenden Beweis dafür. Sie fanden im nordhessischen Dorf Hörbach bei Herborn, wie von ihnen nach ihren kartographischen Studien vorausgesagt, Anzeichen dafür, dass einst der „Südhorizont“ des nachgebauten Sternhimmels dort lag, Reste einer jungsteinzeitlichen Wallburg oder ähnlich. Aber dabei entdeckten sie versteckt unter einem Gebüsch eine Holzkonstruktion, ähnlich wie eine Futterraufe für Wild – und dabei vier Rinderköpfe, offenbar vor einigen Jahren dort abgelegt und erst halb verwest. Es kann sich nur um eine rituelle Niederlegung gehandelt haben – etwa im Jahr 1998!

Ein christlicher Ritus war das ganz gewiss nicht, auch wohl kein germanischer! ■

---

Veröffentlicht in der  
„Botschaften aus Faldyran“ / Ausgabe Eins